

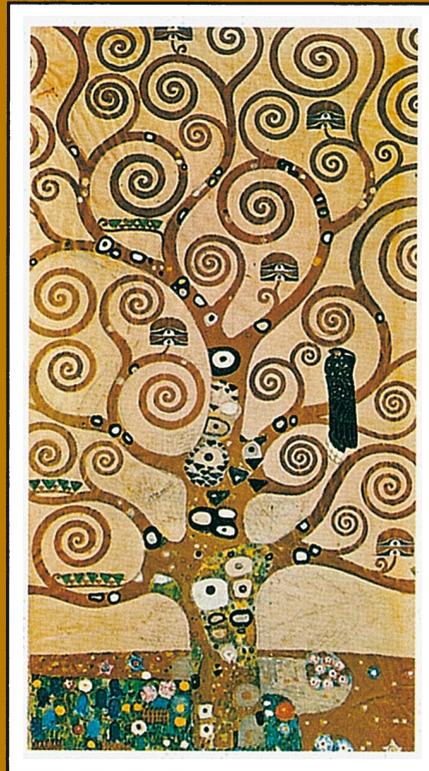
---

Miriam Gebhardt

---

# Das Familiengedächtnis

Erinnerung  
im deutsch-jüdischen  
Bürgertum 1890 bis 1932



Studien zur

Geschichte des Alltags



Franz Steiner Verlag Stuttgart

Miriam Gebhardt

Das Familiengedächtnis

# **Studien zur Geschichte des Alltags**

Herausgegeben  
von  
Hans J. Teuteberg  
Peter Borscheid  
Clemens Wischermann

**Band 16**

---

Miriam Gebhardt

---

# **Das Familiengedächtnis**

Erinnerung  
im deutsch-jüdischen  
Bürgertum 1890 bis 1932



Franz Steiner Verlag Stuttgart  
1999

*Umschlagabbildung*: Gustav Klimt: Lebensbaum (Stoclet-Fries), 1905/09

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

**Gebhardt, Miriam:**

Das Familiengedächtnis : Erinnerung im deutsch-jüdischen Bürgertum  
1890 bis 1932 / Miriam Gebhardt. - Stuttgart : Steiner, 1999

(Studien zur Geschichte des Alltags ; Bd. 16)

ISBN 3-515-07560-7



ISO 9706

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen. Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier. Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft. © 1999 by Franz Steiner Verlag Wiesbaden GmbH, Sitz Stuttgart. Druck: Druckerei Proff, Eurasburg.

Printed in Germany

## Inhaltsverzeichnis

Einleitung .....	7
1. Erinnerungen als Erkenntnisquelle .....	17
1.1 Gedächtnisforschung .....	18
1.2 Autobiographische Identitätskonstruktion .....	20
1.3 Die narrative Dimension des Lebens .....	21
1.4 Thesen zur autobiographischen Erinnerung .....	22
2. Die Autobiographien und ihre Verfasser .....	25
Teil A: Gegenwartshorizont der Erinnerungen .....	33
1. Erinnerungen von Vater und Sohn – Fallstudie .....	33
1.1 Hermann Wallich .....	34
1.2 Paul Wallich .....	40
1.3 „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast“ .....	46
2. Schreibsituation .....	50
2.1 Zur Lage der Juden in Deutschland 1890 bis 1932 .....	51
2.2 Die persönliche Situation der Verfasser und ihre Schreibmotive .....	57
2.3 Die Familie als Adressat .....	58
2.4 Traditionsbildung und Krisenbewußtsein .....	59
Teil B: Das Familiengedächtnis .....	65
1. Das genealogische Motiv .....	68
1.1 Ursprungsmythen und „Verwurzelung in der Heimat“ .....	72
1.2 Namensgebung als familiäre Erinnerungspraktik .....	75
1.3 Legendäre Gründerväter .....	78
1.4 Familiengeschichten .....	83
1.5 Kulturelle Variationen des genealogischen Motivs .....	86
2. Geschichte als Familiengeschichte .....	89
2.1 Zeitliche Struktur der historischen Erinnerung .....	89
2.2 „Vom Ghetto zur Villa“ – das Narrativ der Emanzipation .....	91
2.3 Problematische Geschichtsdeutung .....	96
2.4 Patriotismus .....	99
2.5 Antisemitismus .....	101
2.6 Autobiographisches Vergessen .....	104

3.	Religion – die Sehnsucht nach dem „Ganzen“ .....	111
3.1	Moral, Monotheismus, jüdische Mission .....	112
3.2	Nostalgie und häusliche Weihe .....	117
3.3	Die Religion der Mütter? .....	119
3.4	„Weihnachten bei Verwandten“ .....	128
3.5	„Aufgeklärte Koscherfresser“ .....	132
4.	Liebe und Ehe in der Erinnerung .....	135
4.1	Partnerwahl .....	139
4.2	Die Hochzeitsnacht – Fallbeispiel .....	144
4.3	Entscheidungsspielräume .....	146
4.4	Liebesheiraten .....	149
4.5	Eine alleinstehende Frau .....	151
4.6	Geschlechterrollen .....	153
	Teil C: Geschlecht und Individuum als Erinnerungskategorien .....	161
1.	Geschlechtsspezifische Erinnerungsstrategien .....	161
1.1	Formale Unterschiede .....	163
1.2	Ich-Fremdheit und Überhöhung des Vaters .....	165
1.3	Unternehmerautobiographien – männliche und familiäre Erinnerungsstrategie .....	169
2.	Individualisierung der Erinnerung .....	172
2.1	Die häusliche Krise .....	173
2.2	Generationenkonflikt im Judentum .....	176
2.3	Die Auflösung des Familiengedächtnisses .....	178
2.4	Lebensgeschichtliche Erinnerung .....	185
	Schluß .....	193
	Dank .....	199
	Biographischer Anhang .....	201
	Bibliographie .....	211

## Einleitung

Wer sich seiner eigenen verschütteten Vergangenheit nähern will, muß sich verhalten wie ein Mann, der gräbt. Mit dieser Metapher beschrieb Walter Benjamin den Vorgang der Erinnerung. Dabei dürfe man sich nicht scheuen, immer wieder auf ein und denselben Sachverhalt zurückzukommen. „Denn Sachverhalte sind nur Lagerungen, Schichten.“ Sicher brauche man, um eine Grabung mit Erfolg zu unternehmen, einen Plan, schreibt Benjamin weiter. „Doch ebenso ist unerlässlich der behutsame, tastende Spatenstich ins dunkle Erdreich, und der betrügt sich selber um das Beste, der nur das *Inventar der Funde* und nicht auch dies dunkel Glück von Ort und Stelle des Findens selbst in seiner Niederschrift bewahrt.“<sup>1</sup>

In Benjamins Bild des Grabens stecken einige Überlegungen zur Erinnerung, die nicht nur sehr modern sind, sondern die auch von Wissenschaftlern, die mit Erinnerung umgehen, nicht ignoriert werden können. Da man nur auf der Stelle zu graben beginnen kann, auf der man gerade steht, heißt das, man erinnert sich immer von einem gegenwärtigen Standpunkt aus. Daraus folgt, daß Erinnerungen immer wieder anders sind, je nachdem, in welcher Schicht sie liegen, und wo der Grabende gerade steht. Erinnern ist also nicht nur der Zugriff auf ein „Inventar“, einen Speicher, in dem Gedächtnisinhalte fein säuberlich abgelegt sind; in der Erinnerung liegt ein kreativer und konstruktiver Akt.

Walter Benjamin war einer der wichtigsten Protagonisten der deutsch-jüdischen Großstadtkultur des frühen 20. Jahrhunderts. Seine kulturhistorischen Ideen, die noch immer und mehr denn je diskutiert werden, stehen für eine „einmalige Verschmelzung von Kantianismus, theologischen Motiven des Judentums und Marxismus“.<sup>2</sup> Er war auch, neben Sigmund Freud, Henri Bergson, Maurice Halbwachs, Wilhelm Dilthey oder Marcel Proust, einer der Intellektuellen, die sich seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert grundsätzlich mit der Erinnerung auseinandergesetzt haben.<sup>3</sup> Heute hat die Erinnerung wieder Konjunktur. Auf zwei Begriffsebenen ist sie für die allgemeine wie die jüdische Geschichtswissenschaft in den letzten zwei Jahrzehnten zur wichtigen Fragekategorie geworden: Seit den frühen 1980er

1 Walter Benjamin editorisches Postskriptum (1987), S. 114–117

2 Paul Mendes-Flohr (1997), S. 184, vgl. auch Norbert Bolz, Willem van Reijen (1991), S. 17

3 Vgl. Clemens Wischermann (1996), Katja Patzel (1996)

Jahren unter den Chiffren *Kollektives Gedächtnis*, *Kulturelles Gedächtnis*, *Social Memory* oder auch *Invention of Tradition* und schon etwas früher als neu entdeckte Quelle vor allem für die Oral History.<sup>4</sup> Der erstgenannte Bereich definiert als Erinnerungssubjekt ein Kollektiv; gefragt wird nach den gemeinschaftstiftenden Formen der Vergangenheitswahrnehmung von Großgruppen wie Religionen, Ethnien, Nationen. Für das Judentum hat Yosef Hayim Yerushalmi konstatiert: „Wer verstehen will, wie ein Volk überleben konnte, welches während des größten Teils seiner Existenz über die ganze Welt verstreut war, kann aus der bislang kaum erforschten und erst noch zu schreibenden Geschichte des Gedächtnisses dieses Volkes vermutlich Wichtiges lernen.“<sup>5</sup>

Auf der zweiten Begriffsebene behandelte die Erinnerungsforschung hauptsächlich das individuelle Gedächtnis. In der Absicht, die Erfahrungen der Holocaust-Überlebenden nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, und allgemein an die Lebenswirklichkeit der Menschen näher heranzukommen, ging es hauptsächlich um eine Inventarisierung individueller Gedächtnisbestände. Nicht das Erinnerungssubjekt stand dabei im Vordergrund, sondern die Erinnerungsobjekte – Benjamins „Inventar der Funde“. Aus diesen beiden Zugängen zur Erinnerung – über das Kollektiv und über die einzelnen Erinnerungsobjekte – haben sich in den letzten zwanzig Jahren blühende Forschungszeige entwickelt.

Dazu stellen sich heute zwei grundsätzliche Fragen. Zum einen: Ist die Auseinandersetzung mit kollektiven Gedächtnisleistungen auch für die Zeit zunehmender Individualisierung angemessen? In der jüdischen Geschichte wurde untersucht, wie sich das Kollektiv im Modernisierungsprozeß mit Hilfe neuer Gedächtnispraktiken eine der Gegenwart und den Zukunftserwartungen angepaßte Tradition schuf. Dabei werden die Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen dem traditionellen religiösen Kollektivgedächtnis und dem modernen säkularen Geschichtsbewußtsein hervorgehoben.<sup>6</sup> Die

4 Begründer der Theorie des kollektiven Gedächtnisses war der französische Soziologe Maurice Halbwachs, der seine Ideen zuerst 1925 unter dem Titel *Les cadres sociaux de la mémoire* veröffentlichte. *La Mémoire Collective* folgte posthum im Jahr 1950. Von diesem Ausgangspunkt ging in Frankreich die Gedächtnisforschung aus; bekanntestes Beispiel ist das Projekt *Les Lieux de Mémoire* unter Leitung von Pierre Nora (1984, 1986, 1992). Für die Rezeption in Deutschland seien als Beispiele genannt die Arbeiten von Aleida Assmann *Arbeit am nationalen Gedächtnis* (1994) und *Erinnerungsräume* (1999) und von Jan Assmann *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen* (1992). Aus dem angelsächsischen Bereich stammt das Konzept des *Social Memory* (1992) von James Fentress und Chris Wickham.

5 Yosef Hayim Yerushalmi (1988), S. 17

6 Vgl. v.a. Yosef Hayim Yerushalmi (1988) und Amos Funkenstein (1995). Maurice Halbwachs, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen* (1966, Erstveröffentlichung 1925) und *Das kollektive Gedächtnis* (1991, erstmals 1950).

Arbeiten näherten sich dem Thema Erinnerung vor allem unter dem Blickwinkel der „großen Tradition“<sup>7</sup>, das heißt, sie erkundeten Vergangenheitswahrnehmungen in Wissenschaft, besonders Geschichtswissenschaft, in Religion, Lehre, Kunst und Sprache. Was bei diesem Ansatz notgedrungen unberührt bleibt, ist die individuelle Zuordnung von Vergangenheitswahrnehmung. Die Freisetzung von verbindlichen kollektiven Gedächtnispraktiken im Verlauf der Modernisierung wird auf diesem Weg vernachlässigt. Das deutsche Judentum identifizierte sich jedoch gegen Ende des 19. Jahrhunderts hin kaum noch mit kollektiven Sinnsystemen. Das Kollektivgedächtnis, die normative Vergangenheit, verloren ihre Verbindlichkeit. Es konnte mehr und mehr auf individualisierte Vergangenheitswahrnehmungen zurückgegriffen werden. Auch wenn neue kollektive Geschichtsnarrative formuliert wurden, zum Beispiel von der zionistischen Bewegung, so bestanden zumindest größere Wahlmöglichkeiten unter den verschiedenen Traditionsangeboten.

Die zweite Frage zielt auf das Problem der Verlässlichkeit der Ergebnisse, die man aus biographischen Interviews oder Autobiographien gewinnt. Auch wenn die Anzahl der befragten Texte noch so hoch ist, auch wenn noch so gewissenhaft aus den Naturwissenschaften entlehene quantifizierende Methoden angewandt werden – am Ende bleiben Erinnerungen doch immer seltsame Gestalten, geformt vom Augenblick des Eingedenkens, wie Benjamin schrieb.

*Erstens:* Nachgegangen wird der gegen Ende des 19. Jahrhunderts beginnenden Suche der deutschen Juden nach einer neuen Tradition. Als Anlaß für die Deutungsbemühungen der gegenwärtigen Identitätslage werden im allgemeinen drei Entwicklungen genannt: Der wachsende Antisemitismus seit den späten 1870er Jahren, durch den die nationale Zugehörigkeit der deutschen Juden infrage gestellt wurde, und als Effekt der Säkularisierung die metaphysische Unsicherheit. Außerdem stellten die Einwanderer aus Osteuropa das deutsche Judentum vor Probleme. Die Neuzugänge in den deutschen Gemeinden aus Rußland, Rumänien und Galizien stimulierten nicht nur antijüdische Stereotypen in der Gesamtbevölkerung – sie führten den deutschen Juden auch ein noch stärker in die Tradition eingebundenes, „authentisches“ Judentum vor Augen.<sup>8</sup> Diese externen und internen veränderten Verhältnisse brachten es mit sich, daß nicht nur auf institutioneller

7 Shulamit Volkov hat eine Unterscheidung zwischen „großer“ und „kleiner“ Tradition vorgeschlagen, zu der sie u.a. die Geschichtsschreibung bzw. die Literatur rechnet (1991a)

8 Vgl. Steven M. Lowenstein (1997), S. 278–279, Paul Mendes-Flohr (1997a), S. 333–355, Shulamith Volkov (1991a)

Ebene, sondern auch im privaten Leben jedes Einzelnen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft neu interpretiert werden mußten.

Auf individueller Ebene schlug sich das, wie zu zeigen sein wird, in einer verstärkten Erinnerungsarbeit nieder. Ab 1890 nimmt die Zahl der privaten Erinnerungsschriften stark zu. Während aus der Zeit vorher nur wenige Autobiographien und Familiengeschichten vorliegen, ändert sich das um die Jahrhundertwende herum deutlich. Immer mehr jüdische Bürger und Bürgerinnen machten sich im späten Kaiserreich ans Werk einer privaten Geschichtsschreibung. Um diese individuellen Versuche einer neuen Vergangenheitswahrnehmung geht es hier.

Am Ende ist es das Individuum, das sich erinnert. In einer Zeit, in der allgemeine Individualisierungstendenzen bemerkbar werden, erscheint es angemessen, sich auch mit individuellen Erinnerungsleistungen zu befassen. Es ist gezeigt worden, daß im frühen 20. Jahrhundert eine Gruppe Intellektueller das Projekt einer jüdischen Renaissance in Angriff nahm.<sup>9</sup> Inwieweit haben sich die Anstrengungen dieser Elite auch individuell niedergeschlagen? Es gab religiöse, nationale, liberale und extrem assimilationistische Strömungen, die Lösungen anboten für die Identitätsfrage in der Moderne. Welche Zuordnungsebenen wurden individuell aufgesucht, um Sinn in die eigene Existenz zu bringen? Identifizierte man sich mit einer religiösen, einer nationalen, einer ethnischen, einer familialen oder einer rein individuellen Vergangenheit? Erinnerung ist Deutungshilfe für die Gegenwart. Sie soll ein aktuelles Selbstkonzept legitimieren. Über ihre Vergangenheitsvorstellungen gewinnen wir also Zugang zu den gegenwärtigen Deutungsnotständen und -entwürfen der deutschen Juden in der spätwilhelminischen und in der Weimarer Zeit.

*Zweitens:* Solange sich die Geschichtswissenschaft des individuellen Gedächtnisses als einer mehr oder weniger zuverlässiger Datenbank bemächtigt, solange wird es Schwierigkeiten geben mit der wissenschaftlichen Akzeptanz ihrer Ausbeute. Das Interesse an einer farbigen, häufig rein illustratorisch eingesetzten Quelle und die Freude des allgemeinen Publikums an einer anschaulichen Schilderung der „subjektiven Seite“ haben dazu geführt, daß hauptsächlich nach dem Was? der Erinnerung und kaum nach dem Wie? und Warum? gefragt wurde. Dabei steckt in Erinnerungen viel mehr als die Möglichkeit einer positivistischen Registrierung vergangener Fakten. Denn, was auch immer von der Validität der Gedächtnisobjekte zu halten ist – zu allererst bringen Erinnerungstexte zutage, was überhaupt als erinnerungswürdig gilt und was nicht, also welche Vergangenheit gegenwärtig wirksam ist und welche nicht. Indem man die her-

9 Vgl. Michael Brenner (1996)

kömmliche Behandlung von Lebensgeschichten aufgibt und das Hauptaugenmerk auf die Wahrnehmungsebene von Vergangenen richtet, eröffnen sich neue Ansätze. Lucian Hölscher: „Die Authentizität von Erinnerungen erschöpft sich nicht mehr in der Tatsächlichkeit dessen, was sie aus der Vergangenheit festhalten, sondern erstreckt sich nun auch auf die Art und Weise, wie erinnert wird: auf die Wahrnehmungs- und Sprachmuster, die psychischen Leistungen, die zum Erinnern bzw. Vergessen führen. Sie verweisen damit auf jeweils größere, überindividuelle Zusammenhänge, bleiben aber gleichwohl einmalige, je individuelle Manifestationen.“<sup>10</sup>

Um diese Vorzüge einer Untersuchung individueller Erinnerungen nutzen zu können, muß man einen erinnerungskritischen Forschungsansatz entwickeln. Schließlich haben nicht alle Verfasser ihren Autobiographien eine Gebrauchsanleitung beigelegt, wie Walter Benjamin das tat. Man muß die Motive und Legitimationsbedürfnisse der individuellen Erinnerungen überprüfen, und inwieweit sie mit dem allgemeinen Diskurs verwoben sind. Man muß die narrativen Strukturen freilegen und die konstruktiven Mechanismen der Erinnerungsarbeit bei der Analyse im Hinterkopf behalten. Auf diese Weise kann ein Erkenntnisgewinn nicht nur zur deutsch-jüdischen Geschichte, sondern allgemein zum wissenschaftlichen Umgang mit autobiographischen Quellen erzielt werden.

Allein im Jahr 1997 sind zum jüdischen Bürgertum in Deutschland im 19. und frühen 20. Jahrhundert drei Bücher in deutscher Sprache erschienen. Das neue wissenschaftliche Interesse kommt nicht zufällig, erscheint es doch über fünfzig Jahre nach Kriegsende notwendig, die deutsch-jüdische Frage neu beleuchten. Lange schwebte eine Art Verdikt über dem assimilierten Judentum, das, etwa aus dem Mund des berühmten Religionswissenschaftlers Gershom Scholem (1897–1982) kommend, die Historiographie stark beeinflusste. In Scholems Autobiographie, die, wie schon der Titel „Von Berlin nach Jerusalem“ sagt, auch die Legitimationsschrift einer Bekehrung zum Zionismus ist, bezichtigt er das jüdische Bürgertum Anfang des 20. Jahrhundert des „Selbstbetrugs“ und der „Urteilslosigkeit“ bezüglich der „deutsch-jüdischen Beziehungen“.<sup>11</sup> Die Assimilation ist ihm gleichbedeutend mit einem „Prozeß geistiger Zerfaserung des Judentums“.<sup>12</sup> Noch deutlicher wird er in seinem Aufsatz von 1966 „Juden und Deutsche“, in dem er das Emanzipationsstreben der Juden als „neue Quelle ihrer Leiden“ bezeichnet hat.<sup>13</sup>

10 Lucian Hölscher (1995), S. 156

11 Gerhard Scholem (1978), S. 39

12 Ebd. S. 38

13 Ders. (1993), S. 184

Auf einer Metaebene ging es in den Arbeiten über das postemanzipierte Judentum lange um eine „Krisengeschichte“. Untersucht wurde die Verbürgerlichungsära im Hinblick auf einen generellen „Verfall“ des deutschen Judentums, der sich in Austritten, Konversionen, Mischehen, in einer Krise der Familie, aber vor allem in fataler Distanzlosigkeit zum christlichen Bürgertum niedergeschlagen habe.<sup>14</sup> Dieses historische Narrativ ist im Zusammenhang mit dem aufklärerischen Auftrag verständlich, vor den sich die jüdische Historiographie nach der Shoah gestellt sah. Die im Hintergrund mitlaufende Frage war immer: Wie konnte es soweit kommen, wie fing es an, hätte es anders laufen können? Insbesondere die zionistische Geschichtsschreibung, die sich als Erbe derjenigen ideologischen Richtung verstand, die vor der Assimilation gewarnt und von der Geschichte scheinbar Recht bekommen hatte, stand dem emanzipierten deutschen Judentum mit ambivalenten Gefühlen gegenüber. Schien doch die Entwicklung nach 1933 den Akkulturations- und Integrationsbestrebungen der deutschen Juden vor 1933 nachträglich ein schlechtes Zeugnis ausgestellt zu haben. Es bestand die große Versuchung, so hält David Sorkin fest, eine Emanzipationsgeschichte zu schreiben, die keinen anderen möglichen Ausgang haben konnte als Selbstzerstörung oder Zerstörung durch andere.<sup>15</sup>

Heute, mit größerem zeitlichen Abstand zum Holocaust, wird die Modernisierung und Verbürgerlichung des Judentums nicht mehr allein als eine Geschichte des Mißerfolgs gesehen. Sie wird einerseits stärker eingebettet in die allgemeinen kulturellen Trends der Moderne, andererseits hebt man auch die kreative Leistung der deutschen Juden hervor: Sie schufen sich seit Ende des 19. Jahrhunderts durch eine bunte Struktur von Vereinen, Erziehungseinrichtungen, einer lebhaften Öffentlichkeit und einer Vielzahl widerstreitender ideologischer Positionen ein „eigenes deutsch-jüdisches Kultursystem“.<sup>16</sup>

Trotz der wachsenden Distanz zu den Maximalpositionen einer dem Zionismus oder dem Assimilationismus verpflichteten Historiographie treffen wissenschaftliche Arbeiten zum deutschen Judentum nach wie vor eine meist unausgesprochene Vorentscheidung über die Perspektivenwahl. Als professionelle Erinnerung sind Historiker von ihrer eigenen gegenwärtigen

14 Nur noch wenige Arbeiten werden freilich von einem so dezidiert antimodernistischen Standpunkt aus geschrieben wie die von Paula Hyams (1995). Sie übernimmt sorglos die zeitgenössischen ideologischen Äußerungen zum „Substanzverlust der jüdischen Familie“ als derjenigen Instanz, die bis zur Emanzipation Schutz und Geborgenheit für das jüdische Kind gewährleistet habe. S. 161–162

15 David Sorkin (1990), S. 24–25

16 Vgl. etwa der integrierte Ansatz bei Michael Brenner (1996). Zitat bei Shulamit Volkov (1991a), S. 610

Identitätslage gelenkt, die mit beeinflußt, ob man von einer deutschen, einer jüdischen, einer deutsch-jüdischen oder einer anderen Warte aus das Problem behandelt. Dieser eigene Standort der Wissenschaftler wirkt sich dahingehend aus, daß eher nach Ähnlichkeit oder nach Differenz gesucht, eine eher legitimierende oder moralisierende oder exkulperierende Botschaft in der Untersuchung versteckt wird. Individuelle familiengeschichtliche Motive können dazu führen, daß man sich nachträglich gewissermaßen zum Anwalt der Opfer oder der Täter macht.<sup>17</sup>

Die drei oben erwähnten Arbeiten zum jüdischen Bürgertum, die 1997 in deutscher Sprache erschienen sind, eine davon als Übersetzung, stützen sich hauptsächlich auf autobiographisches Quellenmaterial.<sup>18</sup> Dahinter steckt ein Trend, der in der Historiographie allgemein erkennbar ist: dem wachsenden Interesse am historischen Subjekt und dessen Wahrnehmungsleistungen.

Der Fragestellung hier am nächsten kommt das Buch von Yvonne Rieker, das anhand von Erinnerungstexten Identitätsbildungen nachzuvollziehen versucht.<sup>19</sup> Das Interesse der Dissertation richtet sich auf die Kindheiten der Untersuchungsgruppe, nicht auf die Erinnerung als solche. Verwertet wurden gedruckte Autobiographien und Erinnerungsinterviews ohne Unterschied, aus welchem Zeitzusammenhang sie stammen. Das hat den Vorteil, daß eine erhebliche Zahl an Quellen für Riekers Studie zur Ver-

17 Meine Erfahrung mit dieser Arbeit war, daß ich immer noch meinem persönlichen Bezug zum Thema gefragt wurde, was bei anderen Themen wohl eher seltener der Fall gewesen wäre. Das Interesse ist allerdings berechtigt, wenn man die Möglichkeit einer Erinnerungsneutralität auch in der Historiographie bestreitet. Der gegenwärtige Deutungsbedarf der Verfasserin als Enkelin eines zum Christentum konvertierten jüdischen Großvaters auf der einen Seite und eines stark involvierten nationalsozialistischen Großvaters auf der anderen Seite kann daher nicht bestritten werden.

18 Die Beschäftigung mit jüdischen Autobiographien setzte in den späten 1970er Jahren ein mit der dreibändigen Edition einiger Texte aus der Memoirensammlung des New York Leo-Baeck-Instituts durch Monika Richarz (1976, 1979, 1982). Die umfangreiche Sammlung wurde unter sozialhistorischen Gesichtspunkten zusammengestellt. Dabei hat sich die Herausgeberin auf die verallgemeinerbaren Textpassagen konzentriert und die individuellen und intimen Stellen gekürzt. Das Problem für die Verwendung der Edition in meiner Arbeit bestand darin, daß die Quellen nicht nach dem Zeitpunkt der Erinnerung, sondern inhaltlich nach dem Zeitraum des Erinnerten geordnet wurden. Trotz des editorischen Aufwands, der seither betrieben wurde und trotz intensiver Auswertung von Erinnerungsschriften, gibt es bislang keine gattungsgeschichtliche Arbeit zur modernen jüdischen Autobiographie. Das überrascht umso mehr, als zur frühneuzeitlichen jüdischen Autobiographik immerhin Vorarbeiten vorhanden sind. Vgl. Natalie Zimon Davis (1997)

19 Yvonne Rieker (1997)

fügung stand, unter anderem auch Erinnerungen von Proletariern, die in der Zeit vor 1933 kaum zu finden sind. Der große Nachteil der gewählten Methode ist allerdings ein Entstehungszeitraum der Quellen von über fünf Jahrzehnten. In Yvonne Riekers Arbeit wurden kaum Selbstzeugnisse behandelt, die aus der Untersuchungszeit – Kaiserreich und Weimarer Republik – stammen, fast alle sind nach 1945, viele erst Jahrzehnte später entstanden. Weil sich infolge des zweiten Weltkriegs die Produktion an Erinnerungsschriften erheblich erhöht hat, von denen auch viele gedruckt wurden, hat die Arbeit außerdem hauptsächlich Zugriff auf späte Jahrgänge, nämlich auf die um 1900 bis 1910 Geborenen. Diese Generation nimmt beinahe zwangsläufig eine eher verklärende Perspektive auf die Kaiserzeit und eine zumindest politisierte auf die Weimarer Republik ein: eine Tatsache, der die Wissenschaftlerin keine Aufmerksamkeit schenkt. Problematisch erscheint die Auswahl einer so disparaten Quellenansammlung bezogen auf den Zeitpunkt der Erinnerung deshalb, weil dadurch zwei wesentliche Komponenten des Erinnerungsvorgangs ignoriert werden. Erstens: die im weitesten Sinne kulturelle Mitwirkung bei jedem individuellen Erinnern. Noch dazu im Fall des deutschen Judentums bilden so unterschiedliche Gegenwartskontexte wie das Kaiserreich, die Weimarer Republik, das Exil, die Rückkehr nach Deutschland oder die Einwanderung nach Palästina bzw. Israel u.s.w. grundverschiedene Hintergründe für die individuelle Retrospektive auf die Zeit zwischen 1871 und 1933. Zweitens: Die eigene Lebensgeschichte unterliegt einer ständigen Bearbeitung. Dieser Sachverhalt, auf den weiter unten genauer einzugehen sein wird, stellt sich einer Auswertung von Erinnerungen deutscher Juden, die Verfolgung, Vertreibung und Vernichtung erfahren, als gravierendes methodisches Problem entgegen.<sup>20</sup> Schon Ende 1932 sah die Lage der Juden in Deutschland bedrohlich aus. Dies wirkte sich unmittelbar auf die Bewertung der eigenen Biographie aus, wie an Walter Benjamins Erinnerungstexten veranschaulicht werden kann:

Es gibt zwei autobiographische Texte von Benjamin. Der erste entstand Anfang 1932 und wurde unter dem Titel *Berliner Chronik* zusammengefaßt.<sup>21</sup> Nur wenige Monate später, im Spätsommer 1932, begann Benjamin mit der sechsjährigen Arbeit an einem neuen Text: *Berliner Kindheit um neunzehnhundert*.<sup>22</sup> Die beiden Autobiographien lesen sich völlig verschie-

20 Ein Extremfall aus Riekers Untersuchung sind etwa die Erinnerungen aus den 1980er Jahren einer feministischen ehemaligen Kommunistin, die nach Lateinamerika emigrieren mußte, und die als Quelle zur jüdische Verlobung im Wien der K.-u-K.-Zeit verwendet werden, Yvonne Rieker (1997), S. 94–95

21 Walter Benjamin (1988)

22 Ders. (1987)

den. Die frühere Version ist eine heitere Topographie der Stadt Berlin, in der es dem Verfasser gelingt, durch magische Erzählelemente und häufigen Perspektivenwechsel die kindliche Erfahrung zu reproduzieren. In der zweiten Fassung wählt Benjamin eine geschlossene Erzählform. Es spricht der Erwachsene über die objektivierbaren Zeitumstände seiner Kindheit. Gershom Scholem, der Herausgeber des ersten Autobiographiefragments, wunderte sich über die Unterschiedlichkeit der beiden Schriften und führte sie auf die jeweiligen literarischen Genres zurück.<sup>23</sup> Es bleibt aber zu fragen: Wie unschuldig ist die Wahl unterschiedlicher Textsorten, also verschiedener Erinnerungsmodi? Die Entscheidung für die eine oder andere Form ist eine Entscheidung über die Erinnerungsstrategie. Der Grund dafür war der zeitliche Abstand, der zwischen den Schriften lag. Benjamin stand beim Graben zweimal an ganz verschiedenen Stellen.

Die Schreibsituation war für Benjamin nach der Machtergreifung Hitlers eine andere als vorher. Bei der Niederschrift der *Berliner Kindheit um neunzehnhundert* sei ihm bewußt gewesen, daß er „vielleicht einen dauernden Abschied von der Stadt“, seiner Geburtsstadt, würde nehmen müssen. Daher habe er die „biographischen Züge, die eher in der Kontinuität als in der Tiefe der Erfahrung sich abzeichnen“, zurücktreten lassen. Davon waren vor allem die Erinnerungen an seine Familie und seine Freunde berührt. Wir finden in der zweiten Fassung kaum persönliche Geschichten. Stattdessen bemüht sich der Autor, seine Erfahrung als Bürgerkind in der Großstadt allgemein nachvollziehbar festzuhalten und damit „spätere geschichtliche Erfahrungen zu präformieren“. In den Bildern seiner Kindheit sollte sich ausdrücken, „wie sehr der, von dem hier die Rede ist, später der Geborgenheit entriet, die seiner Kindheit beschieden gewesen war.“<sup>24</sup> In der früheren Fassung hatte er noch das Gegenteil beabsichtigt. Er wollte keine Autobiographie in einem statischen Sinne, sondern seine Erinnerungen zu Papier bringen. „Denn die Autobiographie hat es mit der Zeit, dem Ablauf und mit dem zu tun, was den stetigen Fluß des Lebens ausmacht. Hier aber ist von einem Raum, von Augenblicken und vom Unstetigen die Rede. Denn wenn auch Monate und Jahre hier auftauchen, so ist es in der Gestalt, die sie *im Augenblick des Eingedenkens haben*. Diese seltsame Gestalt (...) in keinem Fall ist der Stoff, aus welchem sie gemacht wird, der des Lebens.“<sup>25</sup>

23 Gershom Scholem schließt eine „innere Wandlung“ Benjamins zwischen den verschiedenen Fassung ausdrücklich aus; „...also wird der Grund für diese Verwandlung wohl in äußeren Umständen, bzw. der veränderten literarischen Absicht der neuen Version zu suchen sein.“ Nachwort in Walter Benjamin (1988), S. 94

24 Ebd. S. 9–10

25 Ders. (1988), S. 43. (Hervorhebung M.G.)

Beim wissenschaftlichen Lesen von Autobiographien muß immer mit der Gegenwartsbezogenheit der Quellen gerechnet werden. Daher sollte eine möglichst enge Zeitspanne die Textauswahl bestimmen. Der Bruch in der deutsch-jüdischen Geschichte im Jahr 1933 war groß. Aus diesem Grund beschränkt sich die Arbeit hier auf den Zeitraum bis Ende 1932.

Auch die Bücher von Andrea Hopp und Marion Kaplan ziehen das Problem der Gegenwartsrepräsentation ihrer autobiographischen Quellen nicht in Rechnung.<sup>26</sup> Da sich die Historikerinnen jedoch auf klassisch sozialgeschichtlichem Terrain bewegen, sind die Folgen für die Interpretation der Befunde nicht ganz so gravierend wie im Fall der identitätsorientierten Fragestellung. Aspekte schichtenspezifischen Verhaltens wie Schulbesuch oder Aktivitäten im karitativen Bereich lassen sich auch mit einem unbewußten Umgang mit Erinnerungen stellen. Es gibt meistens keinen Grund, im Lauf des Lebens die Erinnerung daran zu überarbeiten, ob man ein Gymnasium besucht hat oder nicht. Methodisch läßt sich immer dann mit autobiographischem Material leichter umgehen, wenn nach *autobiographischem Wissen* gefragt wird – Lebensdaten wie Schule, Uni, Beruf, Geburt der Kinder, Umzüge etc.. Sobald es aber um *autobiographische Erinnerung* geht, also um Begebenheiten im Leben, die einer stärkeren Gefühlsprägung ausgesetzt waren, wird die Konsistenz des Erinnerten fragiler.

Hier wird versucht, diese Zusammenhänge aufzudecken. Zu diesem Zweck werden vor allem die originellen Thesen Marion Kaplans zur Familie und zur Rolle der Frau bei der Verbürgerlichung immer wieder aufgegriffen und einem erinnerungskritischen Blick ausgesetzt. Es liegt im Ansatz dieser Untersuchung begründet, daß dabei keine neuen Ergebnisse zutage treten werden, in dem Sinne, wie es „wirklich gewesen ist“; stattdessen kann gezeigt werden, daß so manche aus Autobiographien abgeleitete sozialhistorische These auf tönernen Füßen ruht.

26 Andrea Hopp (1997), Marion Kaplan (1997, amerik. 1991)

## 1. Erinnerungen als Erkenntnisquelle

Die Erhebung und Auswertung von Erinnerungsbeständen gehört seit einiger Zeit in der Geschichtswissenschaft, in der Soziologie, Psychologie und der Anthropologie zum akzeptierten Methodenkanon. Besonders feministische, ethnologische und an der Arbeiterklasse interessierte Studien griffen auf Autobiographien und Interviews zurück, um den im öffentlichen Diskurs marginalisierten oder unterrepräsentierten Forschungsobjekten eine Stimme zu geben.<sup>27</sup> Die Erinnerungen, mündliche wie schriftliche, wurden unter ganz unterschiedlichen Vorwänden befragt. Sie wurden als ‚Datenbasis‘ für Kollektivbiographien angesehen, als Guckloch in die private Welt der Wahrnehmungen und Weltbilder oder auch nur als illustratives Beiwerk für sogenannte harte Fakten. Ihren Wert sah man darin, daß sie einen direkten Zugang zum Individuum als Handlungsträger, zu dessen subjektiven Erfahrungen ermöglichten. Doch wenn ihre eigentümliche Qualität gerade in ihrer Privatheit liegt, warum schreckt die Wissenschaft dann gerade vor dieser Ebene zurück und zieht mit mithilfe quantifizierender Methoden eine Art Filter ein zwischen sich und den angeblich so interessanten historischen Subjekten?<sup>28</sup> Dieses Verfahren mutet an wie eine ängstliche Abwehrreaktion gegen allzu viel Intimität. Obwohl pflichtschuldig auf die „mangelnde Repräsentativität“ und „historische Verlässlichkeit“ dieser Quellengattung hingewiesen wird, bleiben die Bedenken regelmäßig ohne methodische Konsequenzen. Die tiefe Skepsis gegenüber individuellen Erinnerungen geht einher mit einem eher unbekümmerten Umgang mit ihnen. Dargestellt wird, was erinnert wird. Zur Verifizierung zieht man andere Quellen hinzu. Auf diese Weise geraten die Autobiographien in die Rolle des schmückenden Beiwerks der aus normativen Quellen gezogenen

27 So sind gerade auch im Gebiet der deutsch-jüdischen Geschichte in den vergangenen Jahren eine Reihe sozialgeschichtlicher (und v.a. frauen- und emigrationsgeschichtlich orientierte) Arbeiten entstanden, die mit mündlichen oder schriftlichen Erinnerungen operieren: Marion Berghahn (1984), Maria Klanska (1994), Martina Kliner-Fruck (1994), Sibylle Quack (1995), Andrea Hopp (1997), Yvonne Rieker (1997), Marion Kaplan (1997). Ein Überblick über die expandierende Autobiographieforschung bei Winfried Schulze (Berlin 1996), S. 11–30

28 Sozialhistorische Arbeiten versuchen bei der Analyse von Autobiographien häufig, das für das Lebensschicksal „Typische“ auszuklammern, um vorstoßen zu können zu „für die jeweiligen Gesellschaftsverhältnisse Charakteristisches“, siehe Ortho-Peine (1990). Dieses Buch untersucht 262 Autobiographien ohne ein einziges Mal zu zitieren. Monika Richarz benennt als Auswahlkriterien „Relevanz, Dichte und Anschaulichkeit“. „Sind doch Erinnerungen, die sich primär mit Genealogie und Charakterschilderungen beschäftigen, vorwiegend für die betroffenen Familien von Interesse.“ (1976), S. 18

Erkenntnis. Mangelndes Problembewußtsein spricht auch aus dem Desinteresse an der allgemeinen und individuellen Schreibsituation der Verfasser von Erinnerungstexten. Der Theorierückstand in der Geschichtswissenschaft ist umso erstaunlicher, als die moderne Gedächtnisforschung über hundert Jahre alt ist und gerade in den letzten Jahrzehnten in der Neurologie, Neuropsychologie und kognitiven Psychologie rasante Fortschritte gemacht hat.<sup>29</sup>

### 1.1 Gedächtnisforschung

„Memory is ‚really‘ not in the head. What is in the head is the potential to be encoded in certain ways in certain contexts and in other ways in other contexts.“<sup>30</sup> In der theoretischen und experimentellen Gedächtnisforschung werden zur Zeit mehr oder minder weitgehende konstruktivistische Modelle zur Beschreibung des Erinnerungsvorgangs bevorzugt. Die realistische Position, also die, die von einer wirklichkeitsgetreuen Erinnerungsfähigkeit ausgeht, wird nicht mehr vertreten. Die Vorstellungen in der Gedächtnispsychologie pendeln zwischen einer partiell-rekonstruktivistischen und einer radikal konstruktivistischen Auffassung. Erstere hält es für grundsätzlich möglich, Vergangenes wirklichkeitsgetreu zu rekonstruieren, während zweitens noch stärker die Verzerrungstendenzen beim Erinnern betont.<sup>31</sup>

Grundsätzlich wird davon ausgegangen, daß es nicht die Vergangenheit selbst ist, die im Gedächtnis abbildhaft vorliegt, sondern daß das Erinnernte eine im Heute konstruierte Repräsentation des Vergangenen darstellt. Wilhelm Dilthey kleidete diesen Sachverhalt 1910 in die Metapher: „So wenig als der neue Frühling die alten Blätter auf den Bäumen mir wieder sichtbar macht, so wenig werden die Vorstellungen eines vergangenen Tages an dem heutigen wiedererweckt.“<sup>32</sup> Es besteht, so ist man sich im allgemeinen einig, keine Identität zwischen Erlebnis und Erinnerung. Warum das so ist, kann ganz unterschiedlich erklärt werden. Diskursorientierte Ansätze sagen, der Mensch sei in ein Universum der Sprache eingeschlossen, das die Möglichkeiten umschließt, was erinnerungswürdig und sagbar ist. Abhängig von „der symbolischen Konstitution seiner Geschichte“ stellt sich das

29 Der Beginn der experimentellen Gedächtnisforschung wird allgemein mit dem deutschen Psychologen Hermann Ebbinghaus angegeben, der 1885 seine erste Arbeit dazu veröffentlichte. Einen historischen Überblick bietet Daniel L. Schacter in der Einleitung zu Daniel L. Schacter (1995)

30 James Gee (1992), S. 63

31 Stefan Granzow, S. 140

32 Wilhelm Dilthey (1910), S. 181

Subjekt variable, zerstückelte Bilder seiner selbst zusammen.<sup>33</sup> In der Freud'schen Psychoanalyse wird zwar von einer generellen Konservierbarkeit früherer Zustände ausgegangen, jedoch sind diese verschüttet und nicht mehr ohne weiteres (das heißt ohne Analyse) verfügbar. „Alles Wesentliche ist erhalten, selbst was vollkommen vergessen scheint, ist noch irgendwie und irgendwo vorhanden (...). Es ist nur eine Frage der analytischen Technik, ob es gelingen wird, das Verborgene vollständig zum Vorschein zu bringen.“<sup>34</sup> Spätere Theorien in der Psychoanalyse geben dann der Dynamik der Erinnerung mehr Bedeutung. Sie unterliege ständigen Veränderungen, die von gegenwärtigen Spannungssituationen ausgingen. Eine andere Richtung nimmt vor allem die narrativen Prozesse beim Erinnern in den Blick. Dabei geht es um Fragen der Konsistenz, Kohärenz und rhetorischen Überzeugungskraft, die über die Wahrhaftigkeit des Erinnerten entscheiden. Noch stärker konstruktivistisch ist der psychoanalytische Ansatz, dem es nicht mehr um das Ereignis selbst geht, sondern um das Ereignis, wie es gegenwärtig erinnert wird. Schon Freud hatte nicht die Wahrheit des Erinnerten letztlich für das Wesentliche gehalten, sondern die therapeutisch notwendige Leistung des Erinnerungsvorgangs.<sup>35</sup>

Gegenwärtig spielen in der Gedächtnispsychologie auch radikal konstruktivistische Ansätze eine Rolle.<sup>36</sup> Ausgehend von Erkenntnissen aus der Neurophysiologie, die im Gehirn vergeblich einen Gedächtnisbereich zu orten versuchte, wird der Erinnerung jede Speicherfunktion abgesprochen: Erinnerung habe nicht die Aufgabe, Vergangenes zu konservieren, sondern die, Gegenwärtiges wahrzunehmen und zu vergleichen. Sie bilde die Grundlage des kognitiven Systems. „Das lebende System ist ein Gedächtnis.“<sup>37</sup> Die Erinnerung als kognitive Funktion sei zwar auch auf das Gedächtnissystem angewiesen, aber ebenso auf aktuelle Wahrnehmungen, Vorstellungen und Schlußfolgerungen. Nicht die Erinnerung stamme aus der Vergangenheit, sondern die Vergangenheit entstamme der Erinnerung. Deshalb muß zwischen Ereignis und Erinnerung substantiell unterschieden werden. Die radikalen Konstruktivisten glauben, daß uns die Erinnerung nur kognitive Strukturen zugänglich macht, nicht aber das, was wir erlebt haben.<sup>38</sup> Hier zeigt sich die Modernität der eingangs zitierten Äußerungen Walter Benjamins zur autobiographischen Erinnerung. Auch er war davon überzeugt, daß der Stoff, aus dem die Autobiographie gemacht sei, nicht das Leben selbst sein könne.

33 Claus-Dieter Rath (1991), S. 72

34 Sigmund Freud (1969–1975), S. 398

35 Ebd. S. 403

36 Überblick über die psychoanalytischen Gedächtnismodelle bei Stefan Granzow (1994), S. 140–143

37 Roth (1987), S. 243

38 Vgl. Siegfried J. Schmidt (1991), Gebhard Rusch (1991)

## 1.2 Autobiographische Identitätskonstruktion

Die allgemeinste Aufgabe der Erinnerung ist Identitätskonstruktion.<sup>39</sup> Das ist formal gemeint: Nur durch die Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart wird dem Individuum die Kontinuität seines Ichs vor Augen geführt; und das ist ebenso inhaltlich gemeint als Notwendigkeit, sich immer wieder der Tragfähigkeit des – jeweils aktuellen – Selbstkonzeptes zu vergewissern. Erinnerung der Lebensgeschichte will Identität nach außen repräsentieren und nach innen reproduzieren. Was das Außen betrifft, reicht uns auf die Frage, wer jemand sei, meist nicht ein Name. Zusätzlich zum Namen müssen zumindest Lebensdaten oder aber als typisch oder prägend erfahrene Erlebnisse erzählt werden, damit ein Bild von der Person entstehen kann.<sup>40</sup> Was das Innen angeht, ist auch dem Subjekt die Einheit des Lebens nicht einfach gegeben, sondern es muß sie produzieren. „Unser personale Identität bildet sich heraus, indem wir sie erzählen.“<sup>41</sup>

Auch in der Identitätsfrage haben sich in den vergangenen Jahren konstruktivistische Ansätze durchgesetzt. Statische Modelle wie das von Erik H. Erikson passen nicht mehr in unsere Zeit, in der es dem Individuum möglich sein soll, mehrere Identitäten gleichzeitig und nacheinander anzunehmen. Während in der vormodernen Welt mit Individualität Unteilbarkeit assoziiert wurde, wird in der Postmoderne Teilbarkeit assoziiert. Menschen müssen sich in verschiedenen Funktionssystemen orientieren. Das Individuum sieht sich nur noch als eine Art ‚Planungsbüro‘ zur Organisation der verschiedenen Rollen, die ihm von einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft abverlangt werden, und erlebt genau dies als Verlust der eigenen Identität, worauf es mit verstärkten Individualitätsansprüchen reagiert.<sup>42</sup>

Die Produktion der Identität verlagerte sich immer mehr in das Individuum selbst. Die Familie als Primärsozialisationsinstanz bleibt zwar Grundlage der persönlichen Identität. „Aber in keinem anderen Gesellschaftstyp entfalten und verfestigen sich so viele und so wichtige Aspekte der persönlichen Identität erst in sozialen Beziehungen, die der Primärsozialisierung nachfolgen“, glaubt Thomas Luckmann.<sup>43</sup> Sein Fazit: „Die Konstruktion persönlicher Identität wird immer mehr in die Hand einer ‚Institution‘ gegeben, die keine Institution sein kann: die des Subjekts.“<sup>44</sup> Dem moder-

39 Die ersten identitätsorientierten Ansätze zur autobiographischen Erinnerung bei Pascal Roy (1961) und Bernd Neumann (1970)

40 Paul Ricoeur (1991), S. 395

41 Hermann Lübke (1996), S. 258–259

42 Vgl. Ulrich Beck (1995), (1996)

43 Thomas Luckmann (1996), S. 308

44 Ebd. S. 309

nen Menschen bleibt nur die Chance, sein Identitätsproblem mit der Vergangenheit zu konfrontieren. „Die Suche nach einer unverwechselbaren, nicht austauschbaren Individualität wird so zum Problem der Konstitution einer einmaligen Lebensgeschichte bzw. einer qualitativ einzigartigen und zugleich im Hinblick auf bestimmte Kriterien – konsistenten Biographie“<sup>45</sup>.

Die Autobiographie ist ein Sonderfall einer identitätsproduzierenden Geschichte. Ihre Absicht ist es, die einzigartige Entfaltung des Individuums darzustellen bis hin zu der jetzigen Identitätsplattform, die als logischer Endpunkt der Lebensreise dargestellt wird. Die wissenschaftliche Analyse darf jedoch auf diesen Trick nicht hereinfallen: Identität, resultierend aus der derzeitigen Erinnerung, ist kein konstanter Zustand, sondern bleibt im Fluß.<sup>46</sup> Als Konsequenz daraus können Autobiographien nur als das bewertet werden, was sie sind: vorläufige Versuche einer Identitätsetablierung.

### 1.3 Die narrative Dimension des Lebens

Selbst wenn es möglich wäre, durch die Analyse einer Autobiographie an den wahren Kern einer Persönlichkeit zu kommen, so bleibt das, was uns entgegentritt, am Ende immer noch an den Prozeß des Erzählens gebunden. Die Autobiographie ist keine ‚natürliche‘ Weise, von sich zu erzählen; es gibt Kulturen die keinen Sinn für die Kontinuität von Lebensgeschichten haben.<sup>47</sup> Sie gehört zu einer spezifischen Diskursform. Das Schreiben über sich selbst ist eine kulturelle Praktik der Selbsterforschung, die mit der Bürgerlichkeit des 19. Jahrhunderts aufs Engste verbunden war. Und was als erzählenswert gilt, wird festgelegt durch Sprache und Gesellschaft.<sup>48</sup>

Jerome Bruner geht so weit, das Leben selbst zum Ergebnis einer Autobiographie zu erklären. „I take the view that there is no such thing as a ‚life as lived‘ to be referred to. On this view, a life is created or constructed by the act of autobiography.“<sup>49</sup> Eine Lebensgeschichte sei nicht so sehr Resultat einer archäologischen Suche im Gedächtnis unserer Erfahrungen, sondern viel eher das Ergebnis eines „rewriting a narrative along different interpretive lines“.<sup>50</sup>

45 Norbert Meuter (1995), S. 225

46 Zu der lebenslangen Überarbeitung der Identität mittels Erinnerung siehe Philippe Lejeune (1991)

47 Ebd. S. 28

48 Es wurden verschiedene Versuche einer Historisierung der autobiographischen Erzählmuster unternommen. Lehmann sieht im 19. Jahrhundert einen Wechsel von der „bekennenden“ über die „erzählende“ zur „berichtenden“ Autobiographie, Lehmann (1982).

49 Jerome Bruner (1993), S. 38

50 Ebd. S. 40

Zu diesen Narrativen oder kanonischen Regeln ihrer Gattung gehören idealisierte kulturelle Muster wie etwa die Geschichte des *selbstlosen Förderers* öffentlicher Interessen, der sich *aufopfernden Mutter*, des *ironisch distanzierenden Beobachters* oder des *aufstiegsorientierten idealistischen Bildungsbürgers*. Frei nach Henry James' Aphorismus, daß Abenteuer nur den Menschen passieren, die sie erzählen können, konstatiert Bruner: „The shape of a life as experienced is as much dependent upon the narrative skills of the autobiographer as the story he or she tells about is.“<sup>51</sup> Das kulturelle Narrativ entscheidet nicht nur über die Auswahl der Lebensfakten, es kreiert sie und organisiert sie. Resümee: Die Autobiographie ist „life construction through text construction“. Nach einem Leben zu suchen „hinter“ dem autobiographischen Text sei ebenso sinnlos wie die Suche eines Physikers nach einer Natur, die unabhängig ist von der ihn leitenden Theorie. Während die Naturwissenschaft die Paradigmen erzeugt, die unsere Erkenntnis der Natur steuern, liefert die Kultur im weiteren Sinne die Instrumente für die Konstruktion von Leben. Die Instrumente, die dafür eingesetzt werden, sind narrative Formeln, Genres.<sup>52</sup>

Dies bedeutet jedoch nicht, daß Autobiographien keinen positiven Quellenwert besäßen. Es ist nicht notwendig, Selbstzeugnisse als historische Zeugnisse zu verwerfen, da sie „nur“ bei der Freilegung von Erzählmustern helfen. Ihr Erkenntnispotential liegt gerade in den Schematisierungen, die der Befindlichkeit und Wertigkeit einer Kultur Ausdruck geben. Autobiographien sind nicht nur persönliches Eigentum, sondern auch kommunizierbar durch die Repräsentativität ihrer Erzählweisen. Man muß allerdings die Regeln berücksichtigen, denen diese kulturelle Praktik gehorcht, um sie einer historischen Analyse zugänglich machen zu können.

#### 1.4 Thesen zur autobiographischen Erinnerung

Bei der Auswahl der Erinnerungen und deren Anordnung müssen die Verfasser nach einem intersubjektiv nachvollziehbaren Prinzip vorgehen. Denn Autobiographien – ob publiziert oder nicht – sind Produkt eines kommunikativen Prozesses: Der Akt der Erzählung bezieht notwendigerweise einen Adressaten mit ein. Die allgemeinsten Erwartungen, die an Lebensgeschichten gestellt werden, sind *Kohärenz* und *Konsistenz*. Ersteres betrifft die Temporalstruktur, die nicht objektive Zeit abbildet, sondern die Ereignisse in eine logische Beziehung setzen soll, so daß am Ende die Gegenwart als Ergebnis der Vergangenheit eines in der Zeit konstant ge-

51 Ebd. S. 41

52 Ebd. S. 55

bliebenen Subjekts akzeptiert werden kann. Das Gebot der sachlichen Konsistenz beruht auf einer Art unausgesprochenen Übereinkunft zwischen Autor und Leser, daß nämlich der Autor höchstpersönlich für die Glaubwürdigkeit seiner Erzählung einsteht. Neben diesen beiden Wahrheitskriterien sind beim autobiographischen Erinnerungsprozeß noch einige andere Faktoren beteiligt.

- *Gegenwärtigkeit*. Der Ausgangspunkt der autobiographischen Erinnerung ist die Gegenwart. Der Erzähler kennt immer schon das Ende der Geschichte. Sein Bericht dreht sich um ein bereits gelöstes Problem. Dadurch erhalten alle Ereignisse retrospektiv eine Bedeutung, die sie ursprünglich noch nicht haben konnten. Da das Leben im autobiographischen Diskurs als Entwicklungsgeschichte gedeutet wird, der Ausgangspunkt der Erinnerung jedoch im jeweiligen Jetzt liegt, bekommen die erinnerten Ereignissen im Lauf des Lebens immer einen neuen Sinn. Lebenserinnerungen sind daher in der Zeit veränderlich.
- *Absichtlichkeit*. Ein womöglich lang gehegter Beschluß, mit der Vergangenheit in Zwiesprache zu treten, wird in die Tat umgesetzt. Konzentration tritt an die Stelle von Assoziation: Das Schreiben einer Autobiographie stellt unter den individuellen Erinnerungsprozessen einen Sonderfall dar, da man wahrscheinlich nicht durch die zufällige Konstellation auslösender Faktoren – dem berühmten Proust'sche Geschmack von Madeleine und Lindenblütentee – inspiriert ist, sondern von der Absicht zu kommunizieren.
- *Elaboration*. Erinnerungsbestände sind immer „unvollständig“. Im Elaborationsprozeß kommt es zu einer Angleichung an frühere Erinnerungen, an allgemeine Wissensbestände, an Sprachstrategien und Erzählmuster oder, allgemein gesprochen, an eine kohärente kognitive Struktur. Es werden Lücken gefüllt und Kanten abgeschliffen.
- *Selbstschematisierung*. Die Vergegenwärtigung der Vergangenheit gehorcht dem Gesetz des Selbsts. Die Psychoanalyse spricht von Selbstthema oder Selbstschema. Darunter versteht man ein hierarchisches System von Generalisierungen früherer Erfahrungen, die die gegenwärtige Verarbeitung selbstbezogener Informationen steuern.<sup>54</sup> In einem konstruktiven Prozeß werden die Erinnerungen diesen im Verlauf des Lebens variablen Selbstschemata eingefügt.
- *Bedeutsamkeit*. Ob und wie genau und detailliert vergangene Erlebnisse erinnert werden, hängt von ihrer Seltenheit und Unterscheidbarkeit und, laut empirischer Studien der Gedächtnispsychologie, vor allem von deren Emotionalität und persönlichen Bedeutsamkeit, von ihrem Über-

53 Gebhard Rusch (1991), S. 267–292

54 Stefan Granzow (1994), S. 103 u. 107